

Nr. 223. Bromberg, den 29. September 1932.

Onkel Otto.

Ein lustiger Roman von Adolf Augustin.

(5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Peter Lenz steht Onkel Otto allein gegenüber.

Er schüttelt den Kopf, denn Onkel Otto scheint aufgeräumt und bester Laune zu sein.

„Du scheinst fidel zu sein!"

„Bin ich! Ach, was ist das für eine spaßige Welt!"

„Spaßig? Ich finde sie hundsmiserabel! Du sollst hier im Hotel arbeiten, habe ich gehört, Otto?"

„Stimmt auffallend, lieber Peter!"

„Als Hausdiener?"

„Sicher stimmt das auch! Ist mir zwar noch nicht so genau gesagt worden, aber ich glaube, daß ich morgen früh Stiefeln wichse."

„Das wirst du nicht tun, Otto!" sagt Peter Lenz. „Du wirst zu mir ziehen."

Doch da schüttelt Onkel Otto lächelnd den Kopf.

„Nein, nein, Peter! Noch nicht! Erst mache ich einmal das ganze Theater mit! Weißt du, es gibt mir Spaß, einmal als vernünftiger Mensch unter lauter Clowns zu sein."

Peter begreift ihn nicht.

„Aber Otto, das geht doch einfach nicht, du als Hausdiener!"

„Was willst du, ich bin jetzt kein Millionär mehr, sondern ein armer Teufel, und ein armer Teufel muß arbeiten. So ist's auf der Welt. Du bist ein seelensguter Kerl, Peter, aber ... über irdische Schätze verfügst du auch nicht. Hast genug von den Bewohnern dieser ... dr ... Stadt zu leiden. Dir noch auf die Tasche fallen ... das kommt nicht in Frage!"

„Es langt schon für uns alle, Otto!"

„Das wohl, aber ... ich will jetzt nicht! Ich habe hier eine kleine Rechnung zu begleichen. Gut, ich tue es! Der Mann, mein Neffe ... das ist ein Waschlappen. Vielleicht mehr schwach als schlecht. Die Tochter ... ein gutes, noch etwas dummes Mädel. Aber saubere, gute Rasse! Die Frau ... ein Satan ... ein Teufel, Peter! Als ich von meinen 8000 Dollar begann, hat sie mich abgelappt wie einen dummen Jungen, beinahe ausgelacht!"

„Das schlechte Frauenzimmer!"

„Stimmt! Aber ich ... will's ihr ein wenig zeigen. Ich fange an, meine teuren Verwandten gründlich kennenzulernen. Und das ist mir so wertvoll! Und das eine sage ich dir ganz im Vertrauen, lieber Peter ... ich werde lachen, wenn ich Stiebel wichse ... ich werde lachen, wenn ich Röcke bürste... ich werde lachen, wen ich den Karren zum Bahnhof fahre ...!"

„Das wirst du nicht tun!"

„Das werde ich tun ... und lachen! Aber das sage ich dir ... die Frau ... diese schlechte Frau ... die wird, solange ich in diesem Hause bin, keinen guten Tag mehr haben. Das verspreche ich dir! In uns Menschen allen steckt ein Teil Bosheit. Wir bannen sie in die letzte Ecke, wir finden ja kaum einen Menschen, der uns schlecht genug erscheint, daß wir unsere Bosheit auf ihn loslassen. Kommt uns aber einmal ein solcher Mensch in den Weg ... dann ist's uns eine grausame Freude. Verstehst du mich?"

„Ich fange an, Otto?"

„Mache dir also keine Sorgen, Peter. Ich weiß, wo ich immer eine Heimstatt habe, und ich danke dir... aber laß mich erst meinen Weg gehen."

Da lachte Peter Lenz hell auf und reichte dem Schwager die Hand. „Ist gut, alter Junge! Jetzt verstehe ich dich!"

*

Als Peter Lenz die Treppe hinabstieg, stieß er unten im Flur auf Frau Antonie, die mit wütendem Gesicht herumlief.

„Was wollen Sie hier?" rief sie Peter Lenz zu. „Wissen Sie nicht, daß Ihnen der „Grüne Kranz" verboten ist?"

Der Ochsenwirt lachte dröhnend auf.

Oben ging eine Tür auf. Frank rief herunter: „Antonie ... ich bitte dich!"

Peter Lenz hörte nicht mehr zu, was zwischen den Eheleuten gesprochen wurde, das überließ er dem Piccolo.

*

Am nächsten Morgen war eine neue Köchin da. Sie hieß Mariechen Lengerich, war sehr schlank und dürr und hatte ungute, stechende Augen.

Ihr Organ hatte eine Ähnlichkeit mit der Stimme der Frau Antonie. Es war immer halb in Aufregung.

Mariechen Lengerich nahm die Arbeit auf.

Zugleich nahm auch Onkel Otto seine Arbeit auf. Im Schweiße seines Angesichts, angetan mit der grünen Schürze des verflossenen „Friedrichs", putzte er früh um fünf Uhr Schuhe. Dann half er der neuen Köchin, die zu kommandieren verstand.

Er war ganz vergnügt. Beim Schuheputzen pfiff er ein Liedl, und als Dixi am Morgen ganz verlegen an ihm vorbeistrich, da nickte er ihr lustig zu, daß dem Mädel, das sich schämte, leichter ums Herz wurde.

Am Morgen entwickelte sich zwischen der neuen Köchin und Onkel Otto ein ergötzliches Gespräch.

„Na, Sie sind auch nicht mehr der Allerjüngste, Otto!"

„Fünfundsechzig, Mariechen!"

„Daß sich der „Grüne Kranz" keinen jüngeren Hausdiener nimmt, das wundert mich!" entgegnet Mariechen.

„Das hat seinen guten Grund!"

„Sind Sie schon immer in dem Gewerbe?"

„Nee, erst seit heute!"

„Was waren Sie zuletzt?"

„Millionär!" sagt Onkel todernst und zuckt mit keiner Miene.

Mariechen, die Köchin, reißt die beiden Fischaugen auf. Dann lachte sie.

„Ich war sogar mal Billionärin!"

„Ja, in Mark ... ich hatte über 500 000 Dollar. Das ist ein Unterschied!"

Da stutzt die Köchin.

„Nanu!"

„Ja, alles verspekuliert, verarmt, von der Gnade meines Neffen abhängig. Ich muß arbeiten, ich muß mich nützlich machen."

„Fällt Ihnen das nicht schwer?"

„Bewahre, so ein bißchen Arbeet, die ist wie das Salz zur Suppe! Ich habe meinen Humor, und damit kommt man schon noch eine Strecke."

*

Mariechen hat ihm nicht so recht geglaubt und hat die Madam gefragt. Frau Antonie ist wütend und hat sich daraufhin den Onkel Otto vorgenommen.

„Ich wünsche nicht, daß Sie das Dienstpersonal über unsere verwandtschaftlichen Beziehungen unterrichten", sagt sie scharf. „Ich liebe solche Schwätzereien nicht!"

„Ist gut, ich schweige wie der Karpfen!"

„Und im übrigen . . . Sie müssen mich jetzt Frau Käsebier anreden."

„Madam klingt besser!" erwidert Onkel Otto sanft mit stillvergnügten Augen.

„Madam . . . gut, das können Sie auch."

Onkel Otto ist in Gnaden entlassen und Frau Antonie sagt zu ihrem Gatten: „Onkel Otto ist vernünftiger wie du denkst, der arbeitet noch ganz gern. Der macht sich. Wir sparen Geld."

„Wir müssen ihm doch Friedrichs Gehalt geben!"

„Kommt nicht in Frage, er soll erst mal die Verpflegung der vergangenen Wochen abarbeiten. Was hast du damals bei dem Festessen ausgegeben? Das muß alles erst auf Heller und Pfennig wieder herein. Mag er erst seinen Notpfennig verzehren."

„Aber . . . was werden die Leute sagen . . .?"

„Ach was, die beruhigen sich wieder! Mach dir da keine Kopfschmerzen!"

„Und unsere erstklassige Köchin . . . die Lina, die sind wir glücklich auch los."

„Ich bin herzlich froh!"

„Aber ich nicht!" spricht Frank erbittert.

„Hat's etwa unseren Gästen heute Mittag nicht geschmeckt?"

„Geschmeckt? Frage den Ober. Der Herr Stadtbankdirektor hat gesagt: „Was ist denn heute mit der Lina los? So einen Fraß hat sie noch nie auf den Tisch gebracht!" Da hast du ein Urteil über deine Kochkunst!"

Frau Antonie wird blau und grün vor Wut. Aber sie bewahrt Haltung.

„Das ist Geschmackssache! Die Neue hat gute Zeugnisse, die wird auch was Anständiges kochen können."

Sie rauscht davon.

*

Fünf Gäste übernachten im „Grünen Kranz".

Fünf Paar Schuhe sind falsch gestellt. Es gibt Reklamationen. Otto hört sie lächelnd an.

Dann sagt er schwerfällig: „Sie müssen entschuldigen... ich bin ganz neu hier!"

Otto macht überhaupt alles falsch. Wenn er in der Küche helfen muß, dann sorgt er getreulich, daß seine Ungeschicklichkeit hin und wieder einen Porzellanteller verbiegt.

Frau Antonie kriegt da jedesmal beinahe einen Wutanfall. Aber sie kann doch den Onkel nicht gut wie einen Hauspumpel behandeln! Das geht eben doch nicht!

Onkel Otto macht alles falsch, und das mit dem heitersten und treuherzigsten Gesicht der Welt. Er fährt grobes Geschütz auf. Er weiß aus seiner Tätigkeit als Clown, nur die groben, derben Späße wirken auf die Menge, und Frau Antonie ist für ihn jetzt Menge, und er ist in seinen Bosheiten, die Frau Antonie treffen, nicht wählerisch.

Er hält sie immer in einer gespannten Aufregung. Sie muß immer wieder eine neue Dummheit erwarten.

Dann stellt er sich ein paar Tage mustergültig an.

Den Tag dreimal trottet er zum Bahnhof und sucht Gäste einzuholen.

Das sieht die ganze Stadt, und Frau Antonie täuscht sich. Die Aufregung und Verurteilung ist groß und einmütig.

Viele wissen doch, daß Onkel Otto einst Frank Käsebier 8000 Dollar zur Verfügung stellte, und sind empört.

Sogar von den Gästen bekommt Frank ein paar unangenehme Brocken zu hören. Der alte Medizinalrat Schnee sagt ihm ins Gesicht: „Die Stadt ist empört, Herr Käsebier! Wie kann man auch seinen Onkel, dem man Gutes dankt, so erniedrigen!"

Frau Antonie hat aber kein Ohr für Franks Einwendungen. „Die Leute werden schon still! Und wenn ein paar wegbleiben. Gott, unser Geschäft ist doch das Saisongeschäft. Auf Pulkenau pfeifen wir dann sowieso."

Frank entschließt sich, ein paar Tage zu verreisen.

An demselben Tage geht Onkel Otto in die Apotheke der nahegelegenen Kreisstadt und kauft für fünf Mark... Abführmittel.

„Wirkt unter Garantie binnen fünf Minuten, reinigt Darm und Magen gründlich!" hat der Apotheker gesagt.

Onkel Otto ist's zufrieden.

*

Der Militärverein „Kameradschaft" hält im April sein traditionelles Jahresessen mit Damen ab.

Das erfolgt immer im „Grünen Kranz".

Onkel Otto wird mit zum Bedienen kommandiert. Man hat zwar Mühe, einen passenden Frack für ihn zu finden, aber auch dies Problem wird gelöst. Immerhin, er ist reichlich eng.

Onkel Otto bedient mit einer Ruhe und Sicherheit wie ein routinierter Ober.

Er reicht Suppe, Braten, Gemüse und zum Schluß Pudding und Käse.

Beim Pudding hält Böttchermeister Meterlang seine fulminante Rede. Das tut er schon seit 20 Jahren. Er hat fünf Reden, und alle fünf Jahre kehrt also die alte Rede wieder.

Aber das tut ja nichts. Keiner hört ja hin, und wenn begeistert geklatscht wird, dann tut man's immer aus Freude, daß der Redner wider Erwarten die Rede doch fertig gebracht hat.

Also Meterlang — er war größer, mindestens 1,55 — spricht. Wort für Wort würgt er sich durch Rede Nr. 3, und alles mimt andächtiges Lauschen.

Plötzlich erschrickt alles. Man sieht, wie Meterlang das Gesicht verzieht und sich krümmt.

Mit Mühe kann er weitersprechen.

Plötzlich, mitten im Satz, sagt er: „Verzeihung, Kameraden!" und läuft, haste, was kannste, aus dem Saale.

Nach einem Zimmer, an dessen Tür bescheiden P. P. steht.

Was ist mit einem Male mit der Gesellschaft los?

Die verziehen ja auch die Gesichter und halten sich den Leib. Einer nach dem anderen steht auf und läuft.

„Gemeinheit!" schreit der Tierarzt Selter. „Man hat uns ein Abführmittel beigemischt!"

Ungeheure Empörung der Zurückbleibenden. Das sind alle die Männer, die keine Puddingfreunde sind.

Man ruft den Ober, der Ober ruft Frau Antonie, die, als sie davon hört, bald in Ohnmacht fällt.

Es ist eine ungeheure Aufregung.

Währenddessen steht man vor dem P. P. Schlange.

*

Fluchtartig verlassen die Gäste wütend das Haus. Man fragt nicht, wer schuld an diesem ungeheuerlichen Vorfall ist. Es ist im „Grünen Kranz" passiert. Der „Grüne Kranz" ist schuld.

Vergeblich sind alle Beschwichtigungsversuche. Man fühlt sich blamiert, provoziert und noch verschiedentlich geniert, und das läßt man Frau Antonie spüren.

Onkel Otto macht ein unschuldiges, entsetztes Gesicht.

Er müht sich scheinheilig tröstend um Frau Antonie, die die Köchin hinausschmeißen will.

Dixi kommt dazu. Sie ist's, die den Pudding in Verdacht bringt und mit Beschlag belegt. Er soll in einer chemischen Untersuchungsanstalt untersucht werden.

Das beruhigt etwas, und ein kleiner Kreis von Herren bleibt noch im „Kranz" sitzen.

Frau Antonie hat eine Auseinandersetzung mit der Köchin, die aber friedlich verläuft, denn die Köchin kann nachweisen, daß sie immer mit den Mädchen zusammengearbeitet hat. Sie bringt auch das Puddingpulver herbei. Es wird auch von Dixi, die ganz energisch die Sache aufnimmt, beschlagnahmt.

Am nächsten Tag aber lacht die ganze Stadt.

Am nächsten Tage aber beleidigt Frau Antonie persönlich den Kaufmann Schütte, der das Puddingpulver geliefert hat.

Schütte leitet Klage ein.

Auch im „Ochsen" hat man gelacht.

Peter Lenz aber weiß ganz genau, wer der alte Sünder war.

(Fortsetzung folgt.)

Verwilderter Herbstgarten.

Des Nelkenbeetes letzte rote Blüte,
Von Sonne angefacht zu höchstem Glanz;
Der hochgeschoss'nen Stauden Blumenhüte,
Sich wiegend wie in fiebertollem Tanz.

Die feinen Astern wild und ausgelassen,
Als ging ein Küssen durch das fromme Beet.
Der Chrysanthemen buntbrokatne Massen,
Respektlos von verstohl'nem Wind durchweht.

So wirr und bunt und ausgelassen alles,
So unbekümmert um den nächsten Tag,
Wie letzte Stunden eines Faschingsballes
Vor Aschermittwochschlag.

Frida Schanz.

Indianer, Oelfelder, verschleuderte Millionen.

Von **Walter Roderich.**

Als die Regierung in Washington vor beinahe einem Jahrhundert den aus ihren Jagdgründen vertriebenen Indianern das Gebiet des heutigen Staates Oklahoma zum Wohnsitz anwies, ahnte sie trotz ihrer Habgier nichts davon, daß sie den einstigen Herren des Landes Milliardenwerte überließ. Denn achtzig Jahre später wurden in Oklahoma die Ölfelder entdeckt, die heute jährlich eine Viertelmilliarde Faß Rohöl liefern. Ein Fünftel hiervon stammt aus Quellen, die auf Grund und Boden von Indianern fließen, und diese noch bis vor wenigen Jahren bettelarmen Rothäute haben jetzt ein jährliches Gesamteinkommen von rund 160 Millionen Mark.

Leider weiß keiner unter den roten Millionären, wie er sein Geld nutzbringend verwerten soll. Am schlimmsten sind die Squaws, die Weiber, die in ihrer krankhaften Verschwendungssucht meist kein Maß und Ziel mehr kennen. Sie tragen auch die Schuld daran, wenn die Regierung in Washington jetzt ihr gesetzlich verankertes Aufsichtsrecht über die Indianer weit strenger zu handhaben und die Ausgaben der roten Millionäre genau zu überwachen gedenkt.

Den Anstoß zu solchen Maßnahmen gab das Verhalten der reichsten unter allen Indianerinnen Oklahomas, Mary Elkins. Der Vater dieser Rothaut war oft genug dem Verhungern nahe und wußte nicht, wie er seine siebenköpfige Familie am Leben erhalten sollte. Denn auf dem 13 000 Hektar großen Prairieboden, der ihm gehörte, wuchs und lebte nichts. Als dann plötzlich von amerikanischen Ingenieuren Öl entdeckt wurde, war Mo-Se-Sche-He mit seiner Familie derartig ausgemergelt, daß ihnen auch die plötzlich heranfließenden Dollar nichts mehr nützten. Alle starben außer einer Tochter, der genannten Mary Elkins. Ein Arzt schickte die junge Indianerin in das gesündere Bergklima Colorados.

Damals konnte Mary die Dallar, die ihr aus ihrem Land zufloffen, noch zählen. Damals war sie noch zufrieden, und sie hielt sich für glücklich, als ein junger weißer Reisender sie heiratete. Doch nach einem Jahre schon starb der „Squawmann", wie die Yankees verächtlich denjenigen nennen, der eine rothäutige Frau heiratet.

Ihren Kummer über den Tod des Mannes versuchte Mary im Schnaps zu ertränken. Sie war hierzu in der Lage, da der jetzt fast uneindämmbar fließende Dollarstrom aus ihren Ländereien ihr ermöglichte, phantastische Preise für Alkohol zu zahlen. Anders konnte sie den geliebten Sorgenbrecher nicht erhalten, da die Abgabe von geistigen Getränken an Rothäute mit den schwersten Strafen bedroht wird. Von nun ab gab es kaum noch einen Augenblick, da die Indianermillionärin nicht betrunken gewesen wäre. In diesem Zustand heiratete sie einen Preisboxer, von dem sie sich kurz darauf für schweres Geld wieder freikaufte.

Kraftwagen bildeten ihr Steckenpferd. Sie besaß schon ein Dutzend davon, als sie eines Tages nach Denver raste, wo eine Motorausstellung eröffnet werden sollte. Sie erzwang sich Zugang hierzu, kaufte einen Wagen gegen Barzahlung, fuhr damit vom Ausstellungsgelände. Nach wenigen Minuten kam die exzentrische Rothaut zurück, kaufte einen anderen Wagen. Dieses Experiment wiederholte sie noch einige Male. Ihre rothäutigen Mitmillionäre ahmten in kürzester Zeit das erhabene Beispiel nach, und die Ausstellung konnte nicht eröffnet werden, weil am Abend vorher kein Wagen mehr vorhanden war.

Daß zweite Steckenpferd der Ölprinzessin waren Juwelen. Fast täglich suchte sie in den Schmuckwarenläden nach Neuheiten, kaufte dann wahllos und hängte gleich alles an sich, so daß sie manches Mal ein Dutzend Perlenketten, dazu zwanzig Armreifen und noch mehr Diamantringe gleichzeitig trug. Anders als im tiefausgeschnittenen Abendkleid, ein Diadem im schwarzen Haar, ließ sich Mary Elkins überhaupt nicht sehen. Im gleichen Aufzuge pflegte sie mindestens einmal in der Woche auf ungesatteltem Pferd durch die Hauptstraßen der Stadt zu rasen, auf den Bürgersteigen zu galoppieren, daß die Menschen entsetzt vor ihr ausrissen und in die Häuser flüchteten. Den Schaden, den die Indianerin anrichtete, zahlte sie mit Tausend-Dollar-Noten. Besonderen Spaß bereitete es ihr, in ein Indianerdorf vor der Stadt zu reiten, das viel von Fremden besucht wurde. Dann gab Mary Elkins den Reisenden eine kostenlose Vorstellung, indem sie die Indianerfrauen, die einfache Schmuckgegenstände feilboten, anfiel, Streit suchte, die Waren zertrat und sich mit den Squaws herumschlug. Daß ihre Kleider dabei zerrissen wurden und ihr Schmuck oft genug verloren ging, störte die sonderbare Millionärin nicht, und am nächsten Morgen kam sie nüchtern ins Indianerdorf, um die hundertfach übertriebenen Schadenersatzforderungen ihrer Landsleute zu befriedigen.

Aber auch diese Unterhaltungen genügten Mary Elkins nicht, um die Zeit totzuschlagen. So heiratete sie zwischen ihren Streichen noch dreimal, um sich ebenso oft wieder scheiden zu lassen. Warf sie sonst das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinaus, so kämpfte sie um jeden Dollar, wenn es einen ihrer ehemaligen Männer zu entschädigen galt. Jeder derartige „Sieg" wurde dann mit einem Gelage gefeiert, das ein Vermögen verschlang. Bei einer dieser Gelegenheiten spendete Mary Elkins sämtlichen Kindern der Stadt eine volle Woche lang kostenlose Karussellfahrten.

Fast zehn Jahre lang hielt die Indianernatur in ihr dieses Leben, das Taumeln von einem Rausch in den anderen aus. In dieser Zeit flossen rund hundert Millionen Mark durch Mary Elkins Hände. Der Geldstrom versiegte nicht.

Dann aber kam rasche das Ende: Eeines Morgens fand man die Ölprinzessin im Abendkleid, mit Juwelen überladen, tot auf dem Boden des Schlafzimmers in einem ihrer luxuriösen Landsitze liegen. „Alkoholvergiftung" entschied der Arzt.

Der vierte Saratelli.

Skizze von **Gerd Land.**

„Vati", sagte das kleine Mädchen, „sieh dort die Luftschaukel und hier das Riesenrad! Wolltest du mir nicht kandierte Nüsse kaufen? Komm doch, Vati! Was hast du denn?"

Das kleine Mädchen zerrte an der Hand seines Vaters. Der stand da im Gedränge des Jahrmarkts und starrte auf ein grelles, marktschreierisches Plakat, das vor einer der Buden im Winde schaukelte. Es sollte zum Besuch der Vorstellung ermuntern, es zeigte Drahtseilkünstler, Equilibristen und Athleten. Darunter standen die Worte: „Drei Saratellis!" Sonst nichts.

Von drinnen drang dünner Beifall. Offenbar war gerade Vorstellung, vor der Bude stand niemand. Nur hinter der Kassa saß eine gedunsene, verschminkte Frau und zählte die Groschen.

Das kleine Mädchen an der Seite des Vaters war jetzt ganz still. Mit dem sicheren Instinkt des Kindes ahnte es, was in dem Vater vorgehen mochte. Ja, die Kleine konnte sich eines Abends entsinnen, da hatten die Eltern am Abendbrottisch gesessen. Da schlug der Vater die Zeitung auf und starrte mit demselben Blick wie eben jetzt auf eine Anzeige. Damals war ein Zirkus in der Stadt gewesen. Alle Nachbarskinder besuchten ihn, nur Grete durfte nicht einmal mit dem kleinen Negerjungen spielen, den die Zirkusleute mitgebracht hatten. An jenem Abend, da der Vater schließlich seufzend die Zeitung aus der Hand legte, mußte Grete früher als sonst den Eltern Gute Nacht wünschen. Lang-

hörte sie dann noch die erregten Stimmen der Eltern, bis sie endlich einschlief . . .

Jetzt kamen Leute aus der Bude. Man sah es ihnen an, daß die Erwartungen nicht erfüllt worden waren. Ein alter Mann in bunter Clownsgewandung trat auf die Parade und schlug den Gong. Aber die Menschen fluteten vorbei. Auf der geschminkten Nasenspitze und auf den getuschten Augendeckeln des alten Hanswursts blitzten funkelnde Plättchen. Und das kleine Mädchen begann nun doch zu lachen. Das Lachen riß den in Gedanken Versunkenen empor. „Komm, wir gehen weiter!" sagte er und zog seine Tochter fort.

Nach dem Alten waren zwei jüngere Artisten in schmutzigen Trikots auf die Parade gekommen. Ein Mann und ein Mädchen. Mit gewaltigem Aufwand an Stimme und Gesten versuchte der Clown, die Menge vor seiner Bude zu stauen. Er zeigte den Leuten Plakate, auf denen der Name Saratelli in großen Balken warb. „Das sind wir!" krähte er asthmatisch. „Das sind wir, die Saratellis!" Wer genauer hinblickte, konnte zwar bemerken, daß auf den alten, vergilbten Plakaten nicht drei, sondern „Vier Saratellis" angekündigt wurden. Aber wer achtete hier darauf?

Hermann Kruse, der vierte Saratelli, der vor Jahren der Truppe den Rücken gekehrt hatte, um das Trapez und die römischen Ringe mit der Arbeit in der Fabrik des künftigen Schwiegervaters zu vertauschen, Hermann Kruse-Saratelli fand an dem Abend, der diesem Tage folgte, keine Ruhe . . . Immer noch stand ihm das erbärmliche Bild des alten Saratelli, seines einstigen Truppenchefs, vor Augen. Immer noch sah er den alten mit buntem Plunder behängten Hanswurst vor sich, der da auf der Parade gestanden hatte. Und plötzlich in seinem lieblos eingerichteten Heim, das gegenüber seiner Fabrik lag, plötzlich, angesichts der guten Mahlzeit auf dem Tisch, des nörgelnden Gesichts seiner Frau und des Kindes, das nicht einmal wußte, daß sein Vater einmal ein berühmter Artist gewesen, packte ihn eine ungestüme Sehnsucht nach all dem, was ihm einst gehört, nach dem Zauber der Kulissen, nach dem Vater Saratelli und seinen beiden Kindern, den Junioren, nach dem Vater Saratelli, der ihn, den kleinen zerlumpten Bengel, für seine Attraktionen ausgebildet hatte, deren Star er dann später geworden war . . .

Nein, Hermann Kruse, der jetzt durch den dämmernden Abend der kleinen Stadt zur Jahrmarktswiese geht, ist nicht der Sohn des alten Saratelli.

Noch jetzt weiß er nicht, wie es damals über ihn kam, daß er kontraktbrüchig wurde, das Bürgermädchen heiratete und die leidenschaftliche Liebe zur Gefahr wie einen alten Mantel von sich abwarf.

Wieder steht der vierte Saratelli vor der Jahrmarktsbude, an der das grelle Plakat hängt. Jetzt aber steht er nicht allein. Eine unübersehbare Menschenmenge staut sich davor, gerad' so, als gäbe es gar nichts anderes zu bewundern und zu bestaunen . . .

Jetzt merkt Kruse, die Musik im Umkreis ist verstummt, die Orchestrions schweigen, die heiseren Stimmen der Anreißer sind verebbt. Was hat das zu bedeuten? Wovon sprechen die erregt gestikulierenden Menschen hier draußen?

Da sieht er Polizei. Zwei Wachtmeister bahnen sich den Weg durch die Menge. Nun aber muß er hinzu. Er ist in dieser Stadt eine sehr geachtete Persönlichkeit. Arturo, den Vater, Alfredo, den Sohn, und Elizza Saratelli, die Tochter, die er damals geliebt hat, aus der immerhin bedrohlichen Lage retten; denn das sieht der vierte Saratelli nun: die Erregung, die Wut der Menschen richtet sich gegen die Artisten!

Als Kruse im halbdunklen, moderduftenden Zelt den einstigen Partnern und Kollegen gegenübersteht, will sich der Alte, noch im bunten Flitter, auf ihn stürzen. Die Wachtmeister halten ihn zurück. Elizza wendet sich weinend ab. Alfredo ist schon im Straßenanzug. Ihm haben sie Handschellen angelegt. Hermann Kruse wendet sich an den Kommissar, erklärt ihm seine Vergangenheit und verlangt Einsicht in die Vorgänge, die dieser Verhaftung vorausgingen. Und dann weiß er alles: Als er mit seinem Töchterchen vor der Bude stand, hat der alte Saratelli ihn erkannt. Als Alfredo erfuhr, daß der Mensch, der an dem Untergang der Familie schuldig war, der seine Schwester wie ein schmutziges Taschentuch weggeworfen hatte, in dieser Stadt weilte, war es um seine Beherrschung geschehen. Die jahrelang aufgespeicherte Wut des jungen Saratelli entlud sich in einem Schuß, mit dem der sichere Schütze einen Menschen zu Tode traf. Ein Unbeteiligter war es, in dem der Mann im Trikot sein Ziel sah, ein Unbeteiligter, der nur eine entfernte Ähnlichkeit mit Kruse aufwies. —

In der Nacht, die diesem Abend folgte, war der Fabrikant Kruse verschwunden. Erst nach Wochen erschienen in den Blättern der Metropole Ankündigungen: „Der vierte Saratelli kommt!" Die Berichterstatter einiger Blätter stürzten sich auf die Sensation, und bald lag die merkwürdige Kurve des Lebens Kruse-Saratellis bis zum Tage der wiedererlangten Weltberühmtheit sauber ausgebreitet vor der Leserschaft. Und der „Vierte Saratelli" kam, begeistert begrüßt von der Menschenmenge im größten Varieté des Landes. Ja, er kam, kam allein, ohne seine Partner, entfesselte tosenden Beifall. Aber schon in der ersten Vorstellung geschah das Entsetzliche: Das dreifache Salto mißlang. Der vierte Saratelli stürzte zu Tode.

Und die Gerüchte kamen nicht zur Ruhe, die eine Absicht dem Todessturz zugrunde legen, die von Sühne wissen wollten und der Todesbereitschaft des vierten, des letzten Saratelli . . .



Lustige Ecke

Sachlich.



„Sagen Sie, ist das etwa die Feder, mit der Napoleon den Westfälischen Frieden unterzeichnet hat?"

„Auskünfte werden am Schalter drei erteilt."

*

Schulhumor.

Das Gegenteil.

Begriffe klarzumachen ist nicht immer leicht. Die Lehrerin versucht den Kindern den Begriff vom „Gegenteil" zu verdeutlichen.

„Das Gegenteil von „lang" ist „kurz" — von „schön" ist „häßlich" — von „dick" ist „dünn". Wer von euch weiß, wie das Gegenteil von „frei" heißt?"

Lieschen hebt zaghaft das Fingerchen und stottert errötend: „Besetzt!"

Das logische Märchen.

Der Lehrer fragt: „Warum sind die Fische stumm?"

Allgemeines Schweigen. Endlich erhebt sich Märchen mit der logischen Gegenfrage: „Können Sie unterm Wasser reden, Herr Lehrer?!"

Kleines Mißverständnis.

In der Lesestunde liest Anni vor: „Die alte Frau war sehr gebrechlich."

„Nun, Anni", will die Lehrerin wissen, „was ist denn eigentlich gebrechlich?"

Einen Augenblick zögert Klein-Anni, dann meint sie verschämt: „Sie mußte sich halt immer übergeben."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.